

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

203 (1.9.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, den 1. Sept.

des „Volksfreund“

Nummer 203 — 1915

Auf Hochposten.

Von Hermann Winter, zurzeit im Felde.

Die Nacht ist stoffinister. Der Regen peitscht mir ins Gesicht, sodas mich die zwei Stunden auf Hochposten elend anstrengen. Demgegenüber ist das Postenstehen im „Graben“ eine harmlose Sache. Besonders ungemütlich auf Hochposten ist es bei Tage, wenn die Franzmänner mit ihren Geschützen eine Streifpartie den Graben entlang machen oder einige Infanteristen, wahrscheinlich zwecks Gewehrreinigung, uns so kleine „Dingerchen“ herüberfenden. Bei Nacht herrscht meist Grabesruhe. Und doch hat solch eine Nacht auf Hochposten seine eigenen Reize. Einmal liegt man ganz vorn, 200 und mehr Meter vom Graben weg in seinem Erdloch. Kaum 10 Meter weit, nein, kaum 5 Meter weit, kann man sehen. Mit geschärften Sinnen horcht man da in der Nacht hinaus, auf jede Bewegung vor einem, auf jedes Geräusch hört man aufmerksam. Es bewegt sich plötzlich etwas vor einem hin und her, mit schärfer Spannung schaut man, eine große Gestalt vermeint man zu sehen, allein bald gewahrt man, daß sie sich nicht vorwärts bewegt, daß es eine Sinnesäußerung war — vielleicht ein Wühl des Drahtverhahes oder die Stengel einer Pflanze. Solche Dinge passieren einem jedoch nur in den ersten Nächten. Es ist merkwürdig, wie rasch und bald man in der Nacht so leisen Schritt des Menschen von dem Rascheln des im Winde bewegten Grases zu unterscheiden. Jede Bodenhebung, jede Pflanze, jedes Stück Holz vermag das Auge auf Entfernungen hin zu unterscheiden, wo es früher nur eine dunkle Wand gesehen hatte.

Man weiß, allnächtlich sind feindliche Patrouillen unterwegs. Gar oft wird das Gewehr in Anschlag genommen, um zum Abschuß bereit zu sein, wenn die aufstehenden Gestalten auf den leisen Anruf nicht Antwort geben. Von Zeit zu Zeit geht vorn eine eigne Patrouille vorüber oder der Leutnant oder Unteroffizier schreitet die Posten ab.

Aber so totengleich alles scheint, so einsam man sich hier mitten im Feindesland dünken mag, wach ein Leben ist doch ringsum! Da raschelt und frabbelt und schleicht und kriecht und singt und jirpt und schreit es um einem, vor einem, hinter einem, über einem. Ein Leben und Kreben, wie es kein zoologischer Garten mannigfaltiger und interessanter aufzuweisen vermag. Der idealeste Naturschutzpark ist wohl der zwischen dem unfern und dem feindlichen Schützengraben, die Stellen, an denen sich die Gegner schon seit Monaten gegenüberliegen. Eine Bebauung der Felder ist natürlich ausgeschlossen. Ganze Felder leuchtenden roten Mohns, weisse Strecken blauer Kornblumen, hohes Gras, wildes Gestrüpp, wildgewachsenes Getreide, ein Bild — so eigenartig es auch erscheint — das doch nur mit Bedauern betrachtet werden kann. Denn welche ungeheuren Werte gehen allein auf der vielen hundert Kilometer langen Front verloren infolge der Unmöglichkeit der Ausnützung des Bodens zwischen den Linien und unmittelbar hinter ihnen. Auch das sind Millionenwerte. Und bis diese Flächen wieder anbaufähig gemacht sind, bis das Unkraut wieder vernichtet, bis die freigelegten und quer von Gräben durchschnittenen Felder wieder neu geordnet sind! Und wach ein Ungeziefer breitet sich da aus. Es raschelt vor einem im Gras, ein dunkles Etwas schleicht einem über den Gewehrlauf, eine Kaul ist es, und was für ein Exemplar. Ein dunkler, großer Vogel streicht am Greifen nahe über den Kopf hinweg — es ist eine Gulle, die sich auf der Jagd befindet. Sie findet reiche Beute. Vornen im Gras höre ich das eigenartige Gekräch der Nachtvögel; ein Schwarm Rebhühner streift am Gewehrlauf vorbei, ein Wiesel lebt in herrlichen Zeiten, denn ungezählt sind die Mäuse und Vogelnester. Auch der Marder hat reich bedachten Jagdgrund. Drei Hasen ergänzen uns diese Woche schon in bodenwillkommener Weise die täglich 3 mal eine Stunde Weg weit herbeizuschaffenden Mahlzeiten der Feldküche. Er lönt erst am Morgen, im ersten, schwachen Grauen des neuen Tages das ferne Klirren eines Hahnes, eines französischen Hahnes und dann plötzlich aus hundert Stellen der hohe, jubelnde Morgengesang der den Tag begründenden Lerchen, da möchte der stille Krieger fast vergessen, daß er in Feindesland ist, wach harte Arbeit ihm obliegt, und unfahbar, wie ein wüster Traum erscheint ihm das Alles, denn: Es ist ja alles wie Daheim, die grünen Felder, die herrlichen Berge, die ruhige Stadt, die leuchtende Sonne — und er muß „Feind“ sein, muß es sein — zur Verteidigung von Haus und Herd.

Aus feldpostbriefen.

* **Nachkampf.** Ein Braunschweiger Soldat schreibt aus dem Felde diese podende Schilderung eines Nachkampfes, deren Kraft und Wahrheit in die Augen fällt. Der Brief lautet:
... den 20. August 1915.
Mein I. Fräulein! Ach, könnte ich malen, wie schön würde ich Ihnen einmal ein interessantes Bild — so recht anschaulich — malen. Aber leider, ich bin kein Künstler, und so will ich versuchen, Ihnen ein Bild — schriftlich — vor Augen zu führen. Ein bißchen Skizze und Sie von mir so oft bewunderter reicher Geist werden Ihnen dieses Schreiben verständlich machen. Es betrifft den Kampf um oben genannte Stellung, die Behauptung derselben und vor allem andere die Zurückeroberung unseres uns am 14. 5. 1915 vom Feind entziffenen Grabens. Gerade an diesem Tage war der Kampf besonders heftig, er dauerte den ganzen Tag, und deshalb will ich Ihnen diesen Kampf (Nachkampf) einmal schildern, so gut er mir noch in der Erinnerung geblieben ist. — Die Artilleriebereitschaft, die ja bekanntlich vor jedem Sturm erst einzieht, will ich — mit all ihren Schwächen — weglassen. Das Schreiben würde sonst allzu umfangreich. Zur besseren Orientierung diene Ihnen nur das: Am 8.30 Uhr

vormittags am 14. 5. 1915 feht das Vorbereitungsfeuer ein und dauert mit geringer Unterbrechung vier volle Stunden. Um 7.30 Uhr vormittags eine Pause bis 7.45 Uhr. Hierauf noch einmal das furchtbare Trommelfeuer bis 8 Uhr. Und jetzt beginnt der Sturm der feindlichen Kolonnen. In langer, unregelmäßiger Front, bestehend aus einer großen Anzahl nebeneinander befindlicher Menschenhaufen, so führen sie heran. Nebenweise, wie die Palme auf dem Felde, so werden sie von unseren Maschinengewehren und Artillerie, sowie durch Gewehrfeuer niedergemäht. Sie stoben. Aber es sind zu viele. Gedrängt von hinten, kommt diese Menschenmauer immer näher heran. Die Läden, die unser Feuer reißt, werden immer wieder voll durch den Nachschub. Schwere, weit vorgeneigt, das Stützkonsett in der Faust, stürmen sie daher. Mit übernatürlichen Geschickern, voll Grauen und Entsetzen! Die Augen stieren angstvoll ins Leere — ins Unbekannte — und fragen: Was wird der nächste Augenblick bringen? Auch wir sind einen Augenblick wie gelähmt. Die körperliche Nähe des an Zahl weit überlegenen Feindes wirkt wie eine Hypnose. Aber nur einen einzigen Augenblick dauert die Hypnose; denn schon beginnt das Drama, das das Gemenge. Auf den Brustwehren, vor, hinter und in den Schützengräben folgen sich Menschenhaufen. Wuch, fünfzehn und noch mehr sind ineinander eingekesselt und verpfändeten. Hier krallt sich eine Faust in ein Gesicht, dort bohrt sich ein Bajonett in einen Hals, ein Gewehrstoßen saust mächtig dazwischen. Schreie — so entsetzlich hat sie noch keiner gehört — zittern durch die Luft.

Run torfelt — einem Betrunknen gleich — ein Neuer, ein Ueberbleibsel eines andern Hausens, hingru und schreit blödsinnig hinein in die gitternde, drängende, heulende, stürzende Menschenmenge. Zwei, drei, fünf Menschen fallen zu Boden, die anderen beachten das nicht, es ist ja auch keine Zeit dazu, es gilt Leben um Leben. Denn Blut mischt sich mit Eisen. — Weiter geht das Drängen, Schieben, Drücken und Stoßen. Freund und Feind werden nicht mehr unterschieden; hier und da und überall unartikuliert laute, Flüche, Schreie, Todesseufzer. — Ein Offizier schlägt wildend mit seiner Säbelklinge herum; der Säbel ist ihm entfallen. — Ein Unteroffizier schlägt mit seinem Fernglas und einem aufgehobenen Knüttel zu gleicher Zeit dazwischen. Einzelne Leute heben Steine auf und werfen auf die kämpfenden Haufen. Noch andere sitzen gebückt an den Schützengräben und schießen von dort. — Die Anwäl werden allmählich schwächer, sie entwirren sich, aber neue Anwäl bilden sich wieder. Um die Maschinengewehre toben besonders heftige Kämpfe: Jahn, zwanzig Hände greifen danach, eine Faust jagt sie der anderen ab. Schwere Schützengraben laufen durch die gitternde Luft, fallen herunter auf Köpfe, Arme, Hände, Bajonette blitzen dazwischen, Pistolen krachen, Kolben knaden — ein Kreischen, Pfänden, Hinfinken, Weten. Die Uebermacht ist zu groß. Die Feinde scheinen aus der Erde zu wachsen. Da — ein tosendes Hurra! Unsere Maginensreferate ist wie ein Sturmweiser eingebrochen. Das Handgemenge hat neue Impulse erhalten. W und zu schneller Hörnerschall, der dann aber plötzlich abbricht aus irgendeinem Grunde. — Der Mund des Spielmanns ist vielleicht durch eine Kugel zum Schweigen gebracht, mit ihm sein Horn — wer weiß! Endlich beginnt eine allgemeine Auflösung, zuerst einzeln, dann in größeren Trupps, zuletzt alles, so rasen sie zurück, die geschlagene Ueberreste des Feindes.

Aber, o weh, die Maschinengewehre, diese Schmitzer des Todes, sie rattern und knattern hinterdrein, als wäre die Hölle erwaht. Und wieder mischt sich Blut mit Eisen. Neue, arme, vom eben bestandenen Kampfe todmüde Opfer liegen am Boden. Laut wehklagend starren sie zum Himmel. Das ist der Krieg, jagen ihre brechenden Augen. —
Schweigend senkt die Nacht sich nieder auf Sterbende und Leichen. — Und wir — die Ueberlebenden — 22, wir hüllen uns fröhlich in die Mäntel und denken an den Tod, denken an die Heimat, an die Lieben daheim, an den — Frieden! Unwillkürlich entringt sich der gequälten Brust ein Schrei: der Schrei nach endlichem Frieden! Denn außer lange schon brennt die Welt. —
Ich will Schluss machen. Die Gedanken kommen und gehen. Mir wird ganz wüßig im Kopfe. Das Gesicht glüht, die Augen starren das Geschriebene an; ist denn wahr? Selbst mitgemacht hast du dies alles und bist nicht wahnhaftig dabei geworden? — Und doch ist es so. Ich bin noch da. — Jetzt ist mir wieder wohl. Unkraut vergeht nicht, denke ich in diesem Augenblick. Ich vergehe auch nicht. Ich muß doch auch Unkraut sein??
Schluss mit den philosophischen Betrachtungen. — Ich jage schon wieder und zwar das ichöne Lied: Nur immer lush Blut und leichter Sinn, futsch ist futsch und hin ist hin usw.
Nehmen Sie mir — liebe Freundin — nichts übel. Hören Sie: Laufend Griffe und Kisse an alle. — Ihr Z. J.
Auf Wiedersehen! Bin ich nicht ein Ideal des Reichthums? Sie werden wohl lesen können.

* **Der Künstler im Felde.** Ein Feldgeistlicher berichtet von einem Besuch in den Argonnen: Jüngst bemerkte ich einen Krieger, der mir etwas bekannt erschien. Sein Kopf, den ein Streifschuß getroffen, trägt einen leichten Verband. Mehr längelnd als markierend schreitet er daher und heisst ein Liedchen. Stromm quält er mit einem „Wachen Tag, Herr Pater, hab' die Ehre“. Dazu mochte er ein förmliches Kompliment. „Woher sind Sie?“ begann ich. „Hab' die Ehre: aus Unterfranken.“ „Ich glaube, Sie schon einmal gesehen zu haben.“ „Mag schon sein, Euer Gnaden, meine Profession läßt mich in der ganzen Welt umherzogen.“ „Ja, was sind Sie denn?“ „Ich bin ein Künstler.“ „Sänger? Musiker? Schauspieler?“ „Ach nein, mehr, viel mehr!“ „Etwas ein Romanschriftsteller oder Dichter?“ „Ach nein! Viel mehr!“ „Am Ende gar ein deutscher Philosoph oder ein berühmter Gelehrter?“ „Ach nein! Viel mehr!“ „Ja, was denn? Bitte!“ „Herr Pater, kommen scheint nicht drauf. Ich war bis zum August vorigen Jahres — in der Tat! Das war der berühmte „August der Dumme“, wirklich ein Künstler in seinem Fach. Vor zwei Jahren prangte sein Bildnis an allen Anschlagtafeln einer großen schwebischen Stadt. Jetzt steht der Künstler, hinter dessen fast unaußersprechlichem englisch-amerikanischen Artitennamen ein biöderer Deutscher sich bingl, nunmehr seit einem Jahre in Feldgrau. Seinen Humor haben ihm die Franzosen nicht weggeschossen können.

Dermisertes.

* **Mahnahmen gegen den Zwischenhandel in der römischen Kaiserzeit.** Im allgemeinen dürfte es nicht allzu bekannt sein, daß schon der römische Kaiser Diokletian (284—305 n. Chr.) der wachsenden Teuerung dadurch entgegenzutreten versuchte, indem er in dem noch erhaltenen Edictum de pretiis (im Jahre 301) die Preise für die Lebensmittel und die anderen Bedürfnisse des täglichen Lebens bestimmte. Das Wort zu diesem

Gesetz schreibt dem Zwischenhandel die Schuld an der Teuerung zu und spricht von der Ueberzeugung der Kaiser, dem „immer mehr um sich greifenden schändlichen Treiben der brennenden, wütenden Habgier, der die Schuld an der Teuerung vornehmlich beizumessen sei, nicht länger untätig zusehen zu können“. Weder reichliche Einfuhr noch geeignete Ernten hätten die Teuerung zu verhindern vermocht, denn der höhererige Zwischenhandel erblühte in der fruchtbarkeitsfindenden Gnade des Himmels ein Unglück für seine Spekulationen. Am fühlbarsten sei die Teuerung in den Aufenthaltbezirken der kaiserlichen Oere, wo vier- bis achtfache Steigerungen der Preise für Lebensmittel, sogar noch höhere, eintreten, und den Soldaten ihren Unterhalt unerhöht verteuerten. Um dem Zwischenhandel die Möglichkeit zu nehmen, in andern Provinzen Waren billig einzukaufen und diese mit ungeheuren Nutzen dann wieder zu verkaufen, wurden damals Höchstpreise festgelegt unter Androhung der Todesstrafe für Ueberretungsfälle sowohl für die Verkäufer wie auch für die mit ihnen verbundenen Verkäufer und auch für diejenigen, denen Aufspeicherungen und Verheimlichungen von Waren nachgewiesen werden konnten.

Man sieht, der so gern zitierte Spruch des weisen Plauti Ven Alibi „Alles schon dagewesen“ besteht immer noch zu Recht und unser jetziger Kampf gegen die Verteuerung der Lebensbedürfnisse durch den unredlichen Zwischenhandel — die Produzenten sind natürlich ebenso schlimm — bedeutet im Grunde nichts wie die Wiederkehr von bereits früher vorgekommenen Umständen. Die Bemühungen des genannten römischen Kaisers zeitigten übrigens genau dieselben Erscheinungen, wie wir sie heute erleben. Die von diesem eingeführten Höchstpreise bewirkten nämlich sofort ein Aufschwellen der niedrigeren Preise bis zu der gesetzlichen Höchstgrenze, während solche Waren, die nur schwer oder gar nicht zum Höchstpreise gefertigt oder geliefert werden konnten, ganz aus der Fabrikation bzw. dem Handel verschwanden. Die damalige Teuerung frug unbedeutend der gesetzlichen Schritte immer höher, wogu auch das erheblich vermehrte Vorkommen betrug, das die Ueberwachung der neuen Gesetzevorschriften nötig machte. Kaiser Diokletian, der erkennen mußte, daß die von ihm erhofften Erfolge in das Gegenteil umschlugen, sah sich bereits nach kaum zwei Jahren zur Aufhebung seines mit so vielem guten Willen geschaffenen Gesetzes gezwungen. Die Schweregezeiten, solchen Mißverhältnissen beizukommen, haben sich heute nicht vermindert. Da bleibt eben nichts anderes übrig, als Ausschaltung jeder persönlichen Gewinnmöglichkeit bei Handel und Produktion, indem man sie staatlich betreibt, sozialisiert. Wenn etwas die Unfähigkeit der privaten Volkswirtschaft zu anfänglicher Geschäftsmoral zur Versorgung des Volkes mit Lebensbedürfnissen zu gerichtsweisen Preisen erwiesen hat, und wenn umgekehrt etwas die Notwendigkeit und Wichtigkeit der Sozialisierung des Volkswirtschaftsbetriebes nachgewiesen hat, so der Krieg, der alle schimmlichen Institute der Habgier und Ausbeutung ähnglich hat ins Kraut schießen lassen und gegen die unsere Behörden ohnmächtig zu sein scheinen.

* **Die Rostinosumpfe.** Mit der Einnahme von Brest-Litowsk sind die deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen unmittelbar an jenes ausgedehnte und merkwürdige Gebiet herangekommen, das unter dem Namen der Rostinosumpfe bekannt ist. Es hat die Form eines Dreiecks, das durch die Städte Brest-Litowsk, Mien und Mochow gebildet wird; die größte Stadt im engeren Sumpfbereich selbst ist Pinsk, wonach das Sumpfbereich in der russischen Literatur wohl auch als „Sumpfe von Pinsk“ bezeichnet wird. Aber mit einer der wenigen Eisenbahnen, die durch dieses Sumpfbereich führen, es durchschneidet, dem bietet sich ein eigentümlicher Anblick, der bei aller Einseitigkeit einer gewissen Mächtigkeit nicht entbehrt. Kilometer nach Kilometer läuft der Zug durch Sumpflandschaft, wo nur hier und da einmal eine Bauernhütte auf menschliche Wohnort hinweist, während sonst das Gebiet unbesiedelt und verlassen erscheint. An den Wäldern bemerkt man in größerer Zahl Wälder, deren Pflege die Bauernschaft obliegt. Die russische Regierung hat etwa seit dem Jahre 1873 diesem riesigen Gebiete ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Es wurden Entschönerungsarbeiten vorgenommen, die sehr erhebliche Ergebnisse gezeitigt haben. Die Rostose, wie die Russen dieses Gebiet nennen, hat im ganzen die Form einer flachen Schüssel mit gebogenen Rändern. Ihren südlichen Rand bildet jene podokische Platte, die sich bis nach Ostgalizien hinein fortsetzt und die als eine Art Balkan des Karpatengebietes bezeichnet werden kann. Von dieser Höhe herab läuft eine Anzahl von Flüssen dem Pripiet zu, dem bekannten Nebenfluß des Dnjepr, der den Hauptwasserlauf der Rostinosumpfe bildet. In ihrem Oberlauf sind die Flüsse, die von der podokischen Ebene dem Pripiet zuströmen, Gebirgsflüsse mit steilem Gefälle; sobald sie aber die Ebene erreichen, fließt das Gefälle und der Lauf ihrer Wässer. Der Pripiet selbst hat in dem Sumpfbereich seinen Ursprung. Nur eine kleine Schwelung trennt sein Quellgebiet vom Bug, während wiederum das Quellgebiet seiner linksseitigen Nebenflüsse so eng mit dem des Nemen verknüpft ist, daß in der ersten Jahreszeit die beiden Quellgebiete ineinander übergeben. Schließlich gehört auch noch der Unterlauf der Beresina zum Sumpfbereich der Rostose, die somit ein dichtes Netz langamer Wasserläufe aufweist.

Das die Oberflächengestaltung des Sumpfbereiches betrifft, so wechseln höher gelene, sandige, und tiefer gelegene, sumpfige Strecken miteinander ab. Die geologische Unterlage hat erwiesen, daß nach einer Reihe von mannigfaltigen Schichten schließlich eine für das Wasser undurchlässige Schicht folgt, die natürlich eine Schwereigkeit für die Wasserabfuhr bildet. Hierzu kommt nun, daß, wie gesagt, die Zufüsse des Pripiet, sobald sie in die Niederung eintreten, die Gefälle verlieren und infolgedessen flachen Uferböschungen bilden. Die Schwereitmelage tritt gewöhnlich im Februar und März ein, also in einer Jahreszeit, wo die Sumpfe noch fest zugefroren sind. Da wirkt das Eis nun wie ein Klotz und verandert weite Gebiete in einen einzigen großen See.

Heiteres.

* **Italienischer Kronrat.** Der Minister: „Jetzt habe ich den unwiderleglichen Beweis, daß unsere Politik in Konstantinopel ein Hoch gefahren hat. Genugtuung hat die hohe Forde für diesen Schritt nicht geleistet. Also müssen wir ihr, das erfordert Italiens Ehre, den Krieg erklären.“ (Mittwoch.)
* **Kleine Gespräche.** „Der Großfürst Nikolai will also seinen Ehrenabel bei der Mutter Gottes von Asien erst wieder abholen, wenn er als Sieger in Stalien eingezogen ist!“ — „Ja, er hat sich an Dankfreudigkeit für die ewige Stistung!“
„Wenn man bedenkt, wie der Jar zu Beginn seiner Regierung für Abdriftung und Frieden war!“ — „Ja, der hat eben vorausgesehen, daß er in jedem Kriegsbrügel bekommen werde.“ (Zugend.)

Ro...
Se...
1. Sep...
im „G...
Eig...
Haben...
a...
W...
Sache d...
Mittwo...
Doll...
Feue...
unter d...
Eint...
Die...
Die...
Bei...
3...
Kriegs...
umfan...
joeben...
K...
verein...
1...
2...
3...
4...
5...
6...
7...
8...
9...
10...
D...
stätt...
Ausfl...
Orien...
erhöbe...
bunbe...
stätt...
Grave...
willfor...
8...
B...
Ereig...
„Jung...
Im Zei...
unse...
WE...
Der Se...
Ei...